Festgabe zum neunzigsten Geburtstag Leopolds von Ranke

Ernst Ranke

Ueberreicht vom Verfasser.

Festgabe

zum

neunzigsten Geburtstag

Leopolds von Ranke

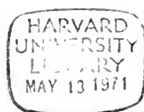
dargebracht

von

seinem Bruder Ernst Ranke.

Marburg am 21. December 1885.

Reisinger



140

Mein theurer, vielgeliebter Leopold,
Du Einziger, den mit dem süßen Laut
Des Brudernamens ich begrüßen darf!

Mit sonnenhellem Angesicht, die Stirn
Bekränzt mit dunklem Lorbeer, Freud' und Dank
Im schönen Auge, geht der große Tag
Dir auf, den voll Verlangen ich und Alle,
Die Dein Du nennst, und die geweihte Schaar
Der Freunde, die Dich lieben und verehren,
Vom Vater alles Lichts und alles Segens
Dir längst gewünscht, Dir im Gebet erfleht.

So sei das Erste, was wir heute sprechen,
Ein Wort des Danks, den wir gen Himmel senden,
Daß Gott der Herr, in dessen Macht und Huld
Wir stehn, nach Leib und Seele Dich gesegnet,
Und solche Geistesgaben Dir vertraut,
Daß bis zu dieser Stunde Du mit Lust
Und ungebrochner Kühnheit Tausenden

Ein Führer bist auf dem unendlichen
Gefild, wo Menschenthun und Gotteskraft
Zum höchsten Schauspiel wundervoll sich eint.
Dank Ihm! und Amen sagt das deutsche Volk.

Und wie ein freundliches Geschick es fügt,
Daß heut' ein Dir gebornes Enkelkind
Durch heilige Besprengnng in den Bund
Der hehren Kirche aufgenommen wird,
Und dieses neuen Lebens Anbeginn
Auf künft'ge Zeiten richtet unsern Blick,
So fügen wir zu unserm Dank den Wunsch
Und das Gebet, daß Gottes Gnadenhand
Auch ferner walt' ob Dir, und Dir verleihe
Das Lebenswerk, in dem Du stehst, mit Kraft
Zum Segen für uns Alle zu vollenden!

Gedenkst Du noch, wie ich — vor Jahren war's —
An Deiner Seite, kühn ein Ideal
Vom Alter Dir mit Worten Cicero's
Entwarf? Du schenktest gern dem Wort Gehör:
Wie einst Isokrates sein bestes Werk
Verfaßt, als mehr denn neunzig Jahr er zählte,

Und Jahre lang danach noch thätig war?
Und wie der Leontiner Gorgias,
Dem zu noch weit'rem Ziel der Lebensweg
Sich dehnte, seinen Freunden gegenüber
Von seinem mehr als hundertjähr'gem Alter
Aussprach, er finde Nichts ihm vorzuwerfen?
Du reichtest damals freundlich mir die Hand.

O walle weiter, theurer Wanderer!
Wir fordern Nichts, wir rechnen nicht mit Zahlen,
Wir bitten nur, daß Gott der Herr, der Dich
Bisher so reich gesegnet, weiter segne,
Und uns in Dir! O werd' es uns verliehn,
Nachdem Du Deutschlands Rettung durch den Sieg
Am Lech und und durch die Schlachten an der Elbe
Uns schön erzählt, Dein klar und kundig Wort
Von seinem Zürnen im Gedräng der Welt,
Von seinen Thaten, seinen Leiden auch,
Und seinem Weltberufe zu vernehmen!

Magst Du es hören, was mich oft erfüllt,
Wenn ich am Abend auf der Höhe wandle,
Die unsre graue Feste Marburg trägt?

Da glänzt im Osten hoch mit blankem Schwert
Perseus und ihm zur Seit' Andromeda,
Die er befreit vom Meeresungeheuer,
Und drüber glänzt der Blick Cassiope's,
Die sich des Sieges freut. Das Alles ist
Mir innig werth! Wie ich es still betrachte,
Erwächst es mir zum Bild Germania's,
Die angeschmiedet einst am Felsen lag,
Bis sie des Geistes schneidig Schwert erlöste
Und zu dem Kampf der neuen Zeit ermannte,
Den wir mit staunender Bewunderung
Erkannt als hoher Zukunft theures Pfand.
Mir schwillt das Herz, wenn ich daran gedenke!

O sieh das Bild am hohen Himmelsdom!
Es glänzet wie ein Leuchter für die Welt.
Wie glücklich sind wir, daß wir Deutsche sind,
Wie glücklich Du, zu Deutschlands Ruhm zu wirken!

Zur Beurtheilung Wielands.

Ein kritischer Versuch.

Herder, Goethe und Schiller, die großen Vertreter der neueren schönen Litteratur des deutschen Volkes in der Zeit ihres Aufgangs und ihrer Mittagshöhe nehmen zugleich, jeder für sich, eine Stelle in der Geschichte der Philosophie ein.

Unter den zahlreichen Werken Herders, die dies beweisen, sind die Schriften Seele und Gott, welche sein Verhältniß zu Spinoza darthun, in erster Reihe zu nennen.

Schiller hat sich, nachdem er durch Reinhold, Wielands Schwiegersohn, mit der Philosophie Kants bekannt geworden, durch seine berühmten ästhetischen Schriften den Namen des geistreichsten Kantianers erworben. In nicht wenigen seiner klangvollen Gedichte sind Grundsätze des Königsberger Meisters verewigt; hie und da werden andre, es fragt sich, ob mit Glück, bestritten.

Goethe ist durch seine naturhistorischen Untersuchungen zum Studium Spinozas geführt worden. Seine Achtung vor dessen Philosophie giebt er in Wahrheit und Dichtung selbst zu erkennen, und über den Grad seiner geistigen Verwandtschaft mit ihm wird noch heutzutage, und nicht bloß von Solchen, denen es um Darwins Descendenztheorie zu thun ist, geforscht.

Ist nun von Wieland, dem älteren Genossen jenes Triumvirats, welcher, bevor er von der trefflichen Herzogin Amalia an ihren Hof berufen wurde, um die Erziehung ihrer Söhne Karl August und seines Bruders zu vollenden, drei Jahre lang an der Universität Erfurt die Stelle eines Professors der Philosophie bekleidet hatte, einem Manne also, der von Berufs wegen über die Ziele der Geistesbildung die klarsten Vorstellungen in sich tragen mußte, nichts Ähnliches zu melden? Wenn es auf dem Weimarer Parnaß neben den Blumengärten und Lorbeerwäldern der Poesie auch Hallen für Religion, Geschichte und Philosophie gab, ist Wieland nie darin zu finden gewesen? Wirklich hat er darin geweilt, ja man kann diese Hallen sogar seine eigentliche geistige Wohnung nennen, von welcher aus er die blumigen

Räume dichterischen Hervorbringens nur dann und wann zu kürzerem oder längerem Aufenthalt besucht hat.

Unsere Litterarhistoriker, unter denen ich Gervinus, Koberstein-Bartsch und Scherer nenne, verkennen dies nicht. Aber indem es ihre Aufgabe ist, die Werke der schönen Litteratur zur Darstellung zu bringen, haben sie innerhalb der Grenzen ihres nächsten Arbeitsfeldes keinen Raum, bei der Behandlung Wielands als Dichters auch die Früchte zu schildern, die er als unermüdlicher und berufener Uebersetzer und Ausleger von Werken des klassischen Alterthums und in seiner Eigenschaft als Philosoph in einer Reihe von philosophisch-historischen Erzählungen und Briefen gezeitigt hat.

Nur der Verfasser des erörternden Werkes über die Entwicklung der deutschen Poesie von Klopstocks erstem Auftreten bis zu Goethes Tode, der Historiker Löbell, welcher in der Einleitung seines Werkes den Einfluß schildert, den die englische und französische Philosophie auf die deutschen Schriftsteller und auch auf Wieland geübt hat, berührt die hier gestellte Frage und wir empfangen gern seine Mittheilungen; aber er kommt, abgesehen von einigen Winken, die Wielands Gedichte betreffen, über allgemeine Urtheile nicht hinaus; einer besondern Behandlung seiner eigenthümlichen Lebensweisheit und Religionsphilosophie hat er sich nicht gewidmet.

Indem ich gedenke, zur Ergänzung des noch Fehlenden nach dem bescheidenen Maaß meiner Kunde einen Beitrag zu liefern, halte ich's für geboten, von der Heranziehung der frühesten, noch dem Zeitraum seines persönlichen Umgangs mit Bodmer angehörenden Werke Wielands, welche der gereifte Schriftsteller nicht mehr als den Ausdruck seines Geistes anerkannt hat, behufs der kritischen Betrachtung vollständig Abstand zu nehmen. Ebensowenig sind die zahlreichen dichterischen Hervorbringungen, die ihm unter den Einflüssen seines Aufenthaltes in Biberach und Warthausen, dem Sitz des litterarisch hochgebildeten, aber mehr der französischen, als deutschen Zeitlitteratur huldigenden Grafen Stadion gekommen sind, hierfür in Anschlag zu bringen. Sie sind Dichtungen, die allerdings hie und da unverkennbare Reize bergen, im Ganzen aber so sinnlich gehalten sind, und, wo sie die Schönheit der geschlechtlichen Liebe in's Licht setzen, vermöge eines tragischen Geschickes auch Unschönes und Unreines so unverhüllt erscheinen lassen, daß sie, allerdings zur Zeit ihrer Entstehung von Freunden dieser Muse viel bewundert, mit Recht heute nicht mehr gelesen werden. Wie ihnen die schönste und edelste Wirkungsstätte deutscher Poesie, der Kreis der nach der Tagesarbeit fröhlich um den Tisch versammelten Mitglieder des gebildeten

deutschen Hauses, verschlossen bleibt, so haben sie begreiflich für unsere Forschung nach den tiefsten Grundsätzen des Verfassers keine Bedeutung.

Nur Eine Bemerkung psychologischer Art ist unerläßlich. Sie betrifft den Unterschied zwischen dem, um so zu sagen, Züricher und dem Warthausener Wieland, und dreht sich um die Frage, ob in ihm ein thatsächlicher Abfall vom Christenthum Statt gefunden habe, kraft dessen jener zu diesem geworden sei. Bekanntlich hat man das Eingetretensein einer solchen vielfach als Ereigniß angenommen. Aber diese Auffassung wird sofort zweifelhaft, wenn man gewahrt, daß Spuren des Unglaubens schon vorher, und Spuren des Festhaltens am Glauben auch nachher in ihm nachweisbar vorliegen. Denn wenn er als Klosterbergener Schüler in Folge seiner Bekanntschaft mit Voltaire und andern französischen Schriftstellern den Versuch macht, die Entstehung der Venus aus Atomen zu begreifen, so entzieht dies seinem Begriff von der Schöpfung völlig die nöthige Unterlage; und wenn er, als Graf Stadion zum Sterben kommt und witzelnd auf die Unsterblichkeit der Seele als eine unannehmbare Sache hindeutet, äußert Wieland seinen Glauben an dieselbe mit solcher Bestimmtheit, daß der Graf nicht säumt, sich mit den Sterbesakramenten versehen zu lassen. Wer kann darin das Verhalten eines Abgefallenen finden?

Vielmehr scheint der unläugbare Umschlag Wielands unter einen andern Gesichtspunkt gestellt werden zu müssen. Er bezeugt einen Wechsel in den wichtigsten Ueberzeugungen des Lebens, für welchen wir den Grund in der Erziehung, die ihm zu Theil geworden ist, zu suchen haben.

Wer das Unglück hat, von seinem Vater schon innerhalb des dritten Lebensjahrs in eigentlichen auf gelehrte Bildung hinsteuernden Unterricht genommen zu werden, mag bei guten Geistesgaben wohl dahin gelangen, schon im achten den Cornelius Nepos „mit Verständniß und Gefühl“ zu lesen, also daß er von dem Verlangen erfüllt ist, einmal „ein Epaminondas!“ zu werden, wird aber, da das stürmische Wachsen des Intellekts nur auf Kosten der zur Charakterbildung nöthigen Gaben sich vollziehen kann, sicher kein Epaminondas, sondern statt eines Mannes der sichern That, ein Mann der Laune und der Veränderung, ein Proteus.

Der an dem Kinde begangene Raub bringt selbst das, was dem voreiligen Erzieher als Ideal vorschwebte, die wirkliche Reife des Verständnisses, weil diese von einem Heranreifen des sittlichen Urtheils begleitet sein will, dem Schüler nicht näher, sondern rückt sie ihm ferner; und aus drei oder vier Jahren, die durch jene Methode für ihn gewonnen werden sollten,

gehen drei oder vier mal so viel Jahre dem gereiften Leben verloren. Unsicherheit wird auf lange hin seine Signatur bleiben; was er denkt, redet, spricht und thut, wird mehr oder weniger in gewisser Weise immer von den Einflüssen abhängen, die er von seiner Umgebung erhält: der Charakterzug innerer unbeugsamer Festigkeit ist ihm vielleicht für immer unmöglich gemacht; ja der Besitz derselben gehört möglicherweise nicht einmal zu seinen Wünschen.

Wie dem sei, bei jenen verfänglichen Spielen seiner Muse hat es Wieland nicht bewenden lassen. Eingeweiht in die Geschichte der Philosophie aller Völker und Zeiten, besonders der Griechen und Römer und erfüllt von Lust an dichterischem Schaffen hat er sich zur Abfassung romanhafter Erzählungen erhoben, welche theils in der Zeit der höchsten Blüthe Griechenlands, theils in den nachchristlichen Epochen der römischen Herrschaft spielen und ihm Gelegenheit geben, Menschen der verschiedensten Art und Stellung, vornehmlich Philosophen oder philosophisch angeregte Jünglinge und Jungfrauen, darunter freilich auch gelehrte Hetären, redend und handelnd auftreten zu lassen. Durch die Verwendung seiner reichen geographischen, geschichtlichen und litterarischen Kenntniß des Alterthums hat er diesen Arbeiten, deren jede der Lösung einer besondern Aufgabe dient, und welche durch die Schönheit ihrer Prosa eine Anziehungskraft haben, die den Reiz fast aller seiner gereimten oder metrischen Dichtungen in Schatten stellt, einen Inhalt gegeben, welcher im Spiegelbild alter Hergänge und Unterhaltungen das reiche Leben seines eignen Innern wiederspiegeln, und kundige Leser erkennen lassen, was er an philosophischen, und im Zusammenhang damit, was er an religiösen Anschauungen in sich trug. Außerdem besitzen wir von seiner Hand Abhandlungen von politischer und theologischer Art aus der Zeit nach dem Ausbruch der französischen Revolution und eine große Menge von Briefen an seine Freunde, welche, überall ansprechend, nicht selten seine Begriffe von Leben und Studium, von Beruf und Vergnügung, von Haus und Staat, von Freundschaft und Liebe, von Weisheit und Religion klar erkennen lassen. In jenen Schriften und diesen Bekenntnissen werden wir also suchen dürfen, wenn es uns darum zu thun ist, zu erfahren, ob und was für eine Philosophie und Religion in Wieland gelebt habe.

Das erste hier zu durchforschende Werk ist sein Agathon — eine seiner berühmtesten Arbeiten, die ihn sehr lange beschäftigt hat. Im Jahre 1766 zum ersten Mal herausgegeben, ist sie 1773 von ihm erweitert, und 1794 aufs Neue durchgesehn und vermehrt worden. Sie enthält die erdichtete Geschichte eines begabten griechischen Jünglings in der Zeit der

Blüthe Griechenlands, worin er nach seiner ausdrücklichen Aussage im tiefsten Grund die geistige Entwickelung keines Andern, als die seiner selbst vor die Augen des Lesers bringt. Die Lebensereignisse und Abenteuer, in welche er Agathon kommen läßt, beruhen auf dichterischer Erfindung; was er ihn denken, reden und urtheilen läßt, enthält die Gedanken, Worte und Urtheile, die er selbst, wenn er jene Erlebnisse durchgemacht hätte, in seinem Innern getragen und zum Ausdruck gebracht haben würde. Er schließt das farbenreiche Werk mit der Darlegung des geistigen Gewinnes, den er Agathon als philosophischen Ertrag einer Reise durch die Provinzen der gebildeten griechischen Welt mit nach Haus bringen läßt. „Ein Blick“ — in diese Worte faßt er die erworbenen Anschauungen desselben zusammen — „auf die grenzenlose Majestät der Natur, auf die erhabene Einheit ihres Plans, auf die Eintracht ihrer verborgenen Kräfte ... dieser allgemeine Blick erfüllte ihn mit dem innigsten Gefühl des allgegenwärtigen Daseins einer ersten Urkraft, eines alles belebenden, beseelenden und regierenden Geistes. Dieses selige Gefühl verschlang alle Zweifel ... Das irdische Leben war nur eine von den Entwickelungen, durch welche der Mensch, sowie jede andere Gattung von Wesen, sich zu seiner höchsten Bestimmung emporarbeitet ... Dieses Leben war nun kein Possenspiel, kein Traum mehr: es wurde im Ganzen, in seiner Beziehung auf die Zukunft, in seiner Verknüpfung mit dem großen Plan der Gottheit wichtig. Alles im Menschen, all seine Vorstellungen, Neigungen, Handlungen, jede mögliche Form, Richtung und Verbindung derselben hörte auf, gleichgültig zu sein; alles Willkürliche verschwand; Weisheit und Güte, welche in dem bloßen Lichte der Erfahrung betrachtet, das höchste Interesse der Menschheit sind, wurden in diesem göttlichen Lichte die ersten Pflichten der Menschheit“.

Wir sehen: es ist eine deistische, das menschliche Gemüth zu Weisheit und Güte antreibende Ethik, was den gereiften Agathon, d. i. Wieland erfüllt.

Indeß machen die Worte eine kritische Bemerkung nöthig. Kaum geben wir der Genugthuung über die durch ihren Inhalt erlangte Klarheit Raum, so scheint der Autor selbst uns in ein Dunkel zurückzustoßen.

Die angezeigten Worte sind der Ausgabe des Agathon vom Jahre 1773 [IV. S. 279] entnommen. In der Ausgabe, welche er ausdrücklich als die allein gültige erklärt, in der von 1794, hat er sie getilgt und läßt es bei der Wahrnehmung bewenden, daß der Mensch, auf der einen Seite den Thieren des Feldes, auf der andern den höheren Wesen und der Gottheit selbst verwandt, zwar eben so unfähig sei, ein bloßes Thier, als ein bloßer

Geist zu sein; aber daß er nur alsdann seiner Natur gemäß lebe, wenn er immer emporsteige; daß jede höhere Stufe der Weisheit und der Tugend, die er erstiegen habe, seine Glückseligkeit erhöhe, daß Weisheit und Tugend allezeit das richtige Maaß sowohl der öffentlichen, als Privatglückseligkeit unter den Menschen gewesen ꝛc. (Bd. III, 434). Wir erkennen: die ethische Erforderung ist dieselbe geblieben, der Aufblick auf den alles bedingenden Geist dagegen ist darangegeben. Was dem menschlichen Leben seinen Werth giebt, ist nunmehr die aus dem Antagonismus der im Menschen vorhandenen Kräfte emporsteigende Macht des Höheren über das Niedere, des Göttlichen über das Thierische; die Verwendung des Gedankens an eine die Welt durchdringende göttliche Urkraft ist in die Lüfte gegangen.

Wir könnten daraus den Schluß ziehen, daß jenes Aufschauen allerdings im Jahre 1773 Wieland beherrscht habe, im Jahre 1794 aber nicht mehr wirksam in ihm gewesen sei.

Jedoch lehrt eine genauere Prüfung der Stelle, daß die Sache anders liegt.

Ohne Zweifel in der Absicht, dem Werke einen reicheren sittlichen Inhalt zu geben, hat Wieland die Abtheilung desselben, welche sich in der Ausgabe von 1773 (vgl. IV, 272) als Schluß des Ganzen zu erkennen giebt, dadurch, daß er ein ernstes Gespräch zwischen dem in sich hin und her schwankenden Agathon und dem hier eingeführten greisen Archytas über die rechte Lebensweisheit in sie einflicht, nicht nur beträchtlich erweitert, sondern zum wirksamsten Stück des ganzen Werkes gemacht. Von der so viele Täuschungen in sich enthaltenden sichtbaren Welt sucht der ernste Philosoph den Agathon in die unsichtbare Welt, die im Innern des Menschen liegt, zu versetzen und ihm hier das geistige Ich aufzuzeigen, welches das Verschiedene trennt, das Gleichartige zusammenordnet, das Besondere dem Allgemeinen, das Zufällige dem Nothwendigen, das Geringere dem Bessern unterstellt und so von Ursache zu Ursache, von Zweck zu Zweck, von System zu System fortschreitend ... sich zur Idee eines allgemeinen Systems und eines alles belebenden, allem Gesetz gebenden, alles erhaltenden und regierenden Geistes zu erheben fähig ist. „Hier, in diesem heiligen Kreise", sagt er, „liegt unser wahres, höchstes, ja, genau zu reden, einziges Interesse; dies ist der Kreis unserer edelsten und freiesten Thätigkeit, hier oder nirgends müssen wir die Wahrheit suchen ...". Archytas eröffnet nun dem Agathon, wie er von seiner Kindheit an der Aufrichtigkeit und dem Haß gegen Verstellung und Unwahrheit ergeben, an der Hand pythagorischer Gesetze und Anschauungen vorzüglich durch das delphische Gebot Kenne dich selbst zur Erkenntniß

der menschlichen Bestimmung gereift sei, wonach die thierische Natur im Menschen von der geistigen unterworfen und in Gehorsam gehalten werden müsse. Nur die Unkunde seiner eigenen Natur und Würde könne den Geist in den unnatürlichen Zustand versetzen, daß er diene, anstatt zu herrschen. Wird aber, so begegnet er einem möglichrn Einwand, dieser Kampf bei den Gegenreden eines andern Geistes in meinem Busen, bei der unmerklichen Ansteckung herrschender Beispiele, Vorurtheile und Gewohnheiten siegreich durchgekämpft werden? Da zeigt sich die Nothwendigkeit eines Systems der Lebensweisheit, das auf einem unerschütterlichen Grunde ruht! und dieses ist in den Grundlehren der pythagorischen Weisheit gegeben: „daß dieses unermeßliche Weltall in seinem so genauen Zusammenhang von Ursache und Wirkung, Mittel und Endzweck, nicht das Werk eines blinden Ungefährs oder mechanisch wirkender Formen sei, sondern die sichtbare Darstellung der Idee eines unbegrenzten Verstandes, die ewige Wirkung einer ewigen geistigen Urkraft, aus welcher alle Kräfte ihr Wesen ziehen, eine einzige nach einerlei Gesetz regierte Stadt Gottes, deren Bürger alle vernünftigen Wesen, deren Gesetzgeber und Regierer die Gerechtigkeit und Weisheit selbst, deren einziges Grundgesetz gemeinschaftliches Aufstreben nach Vollkommenheit ist". Archytas bekennt, daß seit dem Augenblick, da dieser große Gedanke in ihm Platz gegriffen, jede Vorstellung und Begierde, die sein Ich von dem Ganzen trennen wolle, verschwinde, keine Tugend zu schwer, kein Opfer zu theuer, kein Leiden um ihretwillen unerträglich sei.

Durch eine solche Darstellung überzeugt zu werden, ist Agathon vorbereitet, und aus dieser Ueberzeugung heraus spricht er, nach dem Vollzug der erwähnten Reise, jenes kurze Wort aus, welches wir vorher kennen gelernt haben, und welches um so mehr nach der Grundlage verstanden werden muß, die in den Worten des Archytas gegeben ist, als Agathon seine Auseinandersetzung der von seiner Reise mitgebrachten Ueberzeugungen mit der Bemerkung schließt, daß die einzige Erfahrungsweisheit, wonach Weisheit und Tugend allezeit das richtige Maaß der Glückseligkeit seien, alle Trugschlüsse der Hippiasse [d. i. der Materialisten] zerstäube und die Theorie des Archytas unerschütterlich befestige.

Eines freilich bleibt unläugbar. Aus jener Darlegung Agathons folgt mit Bestimmtheit, daß ihm der ethische Satz von der Weisheit und Tugend als Quell der Glückseligkeit den eigentlichen Mittelpunkt seiner philosophischen Anschauungen ausmache, zu welchem das von Archytas über die Gottheit Gesagte als Peripherie nur hinzukomme. Nicht der Gedanke an Gott

ist sein Ausgangspunkt, sondern das Gefühl für das menschlich Gute als das Beglückende. Auch hiernach ist es Agathon, aus welchem Wieland redet.

In einer zweiten sich uns darbietenden Quelle, Aristipp und einige seiner Zeitgenossen (1800—1801) hat ein Anderer diese Aufgabe. Zwar muß zugestanden werden, daß eine ähnliche Aeußerung Wielands über die Währung dieses umfassenden Werkes, wie die über den Agathon nicht bekannt ist. Aber wir bedürfen einer solchen auch nicht; die Sache redet selbst laut genug. Wieland unternimmt es in dieser gelehrten Dichtung, welche in einem fingirten Briefwechsel des bekannten Hedonikers mit namhaften Zeitgenossen, vor Allem mit der schönen Lais besteht, die zweideutige Stellung, welche derselbe in der Geschichte der Philosophie einnimmt, zu heben und ihn als einen echten, ja als den treuesten Sokratiker erscheinen zu lassen. Bei dem sich ihm kritiklos hingebenden Leser erreicht er sein Ziel theils durch eine Reihe von glücklich erfundenen Scenen aus dem Leben des reichen, schönen nnd geistig belebten Jünglings, in welchen er ihn Gelegenheit finden läßt, den Reizen der idealischen Lais gegenüber in ernstem Kampfe mit sich selbst Stand zu halten und so Mäßigung und Lebensweisheit zu bewähren, theils dadurch, daß er auf die Darstellung, welche der anerkannt größte Schüler des Sokrates von den Lehren und Gesprächen des Meisters in seinen Gesprächen mittheilt, den Schein phantastischer Erdichtung wirft, den Aristipp dagegen mit Besonnenheit und unbestochenem Urtheil über Sokrates reden läßt. Indem er den Aristipp geradezu als Censor der platonischen Dialoge erscheinen läßt und ihm die Worte in den Mund legt, daß Plato in seinen Gedankenentwickelungen dem Sokrates unaufhörlich seine eigenen „Eier auszubrüten" gebe, und daß er denselben nicht nur zu einem ganz andern Manne, sondern in gewissen Stücken zum Gegentheil dessen mache, was er gewesen, gelingt es ihm, seinen Günstling eine erhebliche Stufe über den Standpunkt, den ihm namentlich schon eine Andeutung Xenophons in den Erinnerungen an Socrates (2, 1; 3, 8) anweist, emporzuheben. In den durch diese Kritik veranlaßten philosophischen Auseinandersetzungen Aristipps ist es dann wiederum kein Anderer, als der Autor derselben, welcher spricht. Was er Aristipp im Streit über die rein intelligibele Welt Plato's sagen läßt, „daß in dem bloßen Sein, dem ewigen Gegentheil des ewig unmöglichen Nichtseins, alles Mögliche enthalten sei, und das was ist, im unbeschränktesten Sinn des Wortes, also das Unendliche selbst sei", ist Wielands eigene Anschauung, und wenn Aristipp im Verlauf dieser Auseinandersetzung bemerkt, daß es allerdings Dinge in der Welt gebe, die (ethisch angesehn) nicht geschehen

sollten, die Vernunft aber eine Veränderung (des Menschen) von solchen innern und äußern Veranlassungen, wodurch die Verbesserung möglich werde, und zwar nur von ihnen erwarte, so deutet das auf jene allmähliche, in Aeonen sich vollziehende „Emporsteigung“ der menschlichen Natur hin, welche uns Agathon soeben kennen gelehrt hat. Allen Zweifel an diesem Sachverhalte schließt aus, daß gegen den Schluß des Werkes ein ausdrücklicher Preis des Aristippus angestimmt wird. Wieland legt dieses Lob in die Feder eines jungen Mannes, welcher zehn Jahr lang das Glück gehabt hat, den Meister täglich zu sehen und zu genießen. Da heißt es: keineswegs bilde die Wollust den Kernpunkt seiner Philosophie. Unter Hedone sei nicht der Genuß wollüstiger Augenblicke, sondern vielmehr der dauernde Zustand eines angenehmen Selbstgefühls zu verstehen, worin Zufriedenheit und Wohlgefallen am Gegenwärtigen mit angenehmer Erinnerung des Vergangenen und heiterer Aussicht in die Zukunft ein so harmonisches Ganze ausmache, als das gemeine Loos der Sterblichen nur immer gestatte. Hierin spricht als Erklärer und Weiterbildner der Aristippischen Philosophie Wieland zum Leser. Desgleichen, wenn er jenen Lobeserheber fortfahren läßt: was Aristipp von Plato und Antisthenes unterscheide, bestehe darin, daß seine Philosophie sich damit begnüge, menschliche Thiere zu Menschen zu bilden, die ihrige aber sich vermesse, Menschen zu Göttern umzuschaffen; das aber scheine ihm zu viel. Uebrigens habe Aristipp nicht nur durch Lehre, sondern noch mehr durch sein Beispiel dargethan, daß durch einen weisen Genuß alle unsrer Natur gemäße Vergnügungen, sinnliche und geistige, sich nicht nur im Begriff, sondern im Leben selbst sehr schön und harmonisch vereinigen lassen. Seine Philosophie sei eine Kunst, des Lebens unter allen Umständen froh zu werden und bloß zu diesem Ende sich vom Schicksal und Zufall und überhaupt von aller fremden Einwirkung so unabhängig zu machen, als möglich. Das Schriftstück, worin dies niedergelegt ist, besteht in einem von Antipater an Diogenes von Sinope geschriebenen Briefe. Auf diesen antwortet Diogenes mit einer Weitherzigkeit und Liebenswürdigkeit, die wir gleichfalls nur auf Wielands Rechnung zu schreiben haben: er sei mit Aristipp in der Ansicht einverstanden, daß jeder Mensch, sobald er dahin gelangt sei, eine mit sich selbst übereinstimmende Lebensweisheit nach festen Grundsätzen zu besitzen, in gewissem Sinn seine eigene Philosophie habe. Das, was den Unterschied (zwischen den Philosophen) mache, sei nicht die Richtung: „wir alle gehen auf dasselbe Ziel los“; Eudämonie sei der Preis, nach welchem wir ringen; selbst der stolze Plato würde das über-

sinnliche Anschauen der formlosen Urwesen nicht zum einzigen Ziel seiner Bestrebungen machen, wenn er sich darin nicht glücklicher fühlte, als in jedem andern Genuß seiner selbst. Der Unterschied liege nur in dem eingeschlagenen Wege und in dem Gebrauch verschiedener Mittel. Die Cyniker wählen den kürzesten, freilich rauhen und steilen Weg, Aristipp einen weiteren, ebenern und anmuthigern, der aber allerdings leicht auf Abwege führe, Plato nehme den seinigen sogar wie Ikarus durch die Wolken — und dies würde „unläugbar der sanfteste und nächste Weg sein, wenn er nicht der gefährlichste wäre".

Wenn Wieland auf diese Weise den Entschiedensten aller Cyniker mit einem Schüler des cyrenaischen Meisters im Gegensatz gegen alle Geschichte Frieden schließen läßt, so beruht dies nicht auf einem Mangel an historischer Kunde, sondern, da diese im Gegentheil ihm unverkennbar innewohnt, auf dem Wunsche, daß die von ihm hochgeschätzte aristippische Anschauung auch die der Cyniker gewesen sein möchte; und seine Dichtung sucht die Möglichkeit einer gegenseitigen Anerkennung dieser Schulen darzulegen.

Wie sich dieser „Eudämonismus" zum Christenthum verhalte, und welche Bedeutung dem letztern zukomme, konnte in dem Werke über Aristipp, dessen Leben dem fünften und vierten Jahrhundert v. Chr. angehört, durch Erzählung wirklicher oder Erfindung ersonnener Thatsachen nicht nachgewiesen werden. Aber wenn es sich uns um eine Entscheidung der Frage handelt, wem unter den namhaften neueren Philosophen Wieland am Nächsten gestanden habe, so wird uns diese seine Vorliebe für Aristipp zum bestimmten Fingerzeig darauf dienen können, daß nur ein Solcher auf diese Ehre Anspruch machen kann, dessen Anschauungen mit dem des Aristipp verwandt sind — oder Keiner. Denn möglicher Weise war es Aristipp und seine verbreitete Schule selbst, welche theils unmittelbar, theils durch das Mittelglied der sensualistischen französischen Litteratur auf ihn eingewirkt und ihn vermocht hat, allen seraphinischen Schauungen den Rücken zu kehren.

Dagegen fehlt es nicht an künstlerischen Hervorbringungen Wielands, in welchen das Verhältniß zwischen Christenthum und antiker Philosophie ausdrücklich behandelt wird. Es sind dies Peregrinus Proteus (1791) und Agathodämon (1799); Werke, von denen das erstere in das zweite, das letztere in den Ausgang des ersten christlichen Jahrhunderts einführt.

Jenes schließt sich an das bekannte Sendschreiben des Lucianus an, welches Wieland in seiner Uebersetzung und Erklärung der sämtlichen Werke des Samosateners (Band III, S. 45 und 93) im Jahr 1788 mit Gelehr-

samkeit und Kunst behandelt hat, und bezweckt, die darin erzählten Thaten und Schicksale des Peregrinus, seine, wie die Tradition sagt, um schändlicher Verbrechen willen nöthig gewordene Flucht aus seiner Vaterstadt Parium, seinen Eintritt in die Gemeinde der Christianer, die ihn zu einem ihrer Vorsteher gemacht, seine Einkerkerung durch die römische Behörde und seine Freilassung, seine Gemeinschaft mit den Cynikern und seinen von ihm Jahre lang voraus verkündigten und endlich ausgeführten Entschluß, in einen brennenden Scheiterhaufen zu springen, durch die Geschichte seiner Zeit und die Kritik der Berichte über seine Person psychologisch zu erklären und ihn von dem Makel grauenhaftester Bosheit zu reinigen. Durch die Thatsache, daß während des zweiten Jahrhunderts ein Kampf zwischen Aufklärung und Götterglauben geführt wurde, welcher theils zu den weitgehendsten Spekulationen über den Zusammenhang der göttlichen und menschlichen Dinge führte, theils der Annahme und Benutzung zauberischer Kräfte Thür und Thor öffnete, welche ihrerseits nicht verfehlte, der durch alle Mittel der Cultur geförderten nach Genuß verlangenden Sinnlichkeit Vorschub zu leisten, sah sich Wieland, indem er jene Aufgabe ergriff, auf ein Gebiet der Dichtung und Schilderung versetzt, auf welchem er anerkannter Maßen Meister war, und sich um so freier bewegen konnte, als er es mit einer Person zu thun hatte, die er allerdings von dem Vorwurf des Vatermordes rein zu waschen vermochte, die er aber im Uebrigen irgendwie zu schonen keine Veranlassung hatte. Hierin seine alte Künstlerschaft bewährend, lief er freilich Gefahr, den Christianern, zu denen er Peregrinus dem lucianischen Bericht gemäß übertreten und in deren Mitte er ihn zu einer geachteten amtlichen Stellung kommen läßt, arges Unrecht zuzufügen. Und allerdings muß es den Leser befremden, daß er das Bekanntwerden des Peregrinus mit den Christianern durch eine unheimliche Hetäre und einen ehemaligen Isispriester, der die christliche Sache verficht, vermittelt werden läßt. Aber eben dieser letztere wird schließlich nicht sowohl als einfacher Christ, sondern als ein politischer Agitator erkannt, der ein gnostisches Christenthum nur mit dem Zwecke angenommen, um vermöge der christlichen Lehre vom Eintritt des Himmelreichs auf Erden die bestehende Staatsverfassung umzuwälzen und eine bessere an ihre Stelle zu setzen. Die Schilderung der Christenfamilie, zu welcher Peregrinus durch einen Abgesandten jenes Politikers geführt wird, ist so gehalten, daß man darin einfache, unbescholtene, gläubige Menschen erkennt, wie sie die Apostelgeschichte in ihren ersten Kapiteln darstellt, und das Wohlgefallen, mit welchem Wieland bei ihrer Beschreibung verweilt, bezeugt die

Ehrfurcht, mit welcher er die biblischen Berichte von den Anfängen des Christenthums angeschaut hat. Auch die Art, wie er den Uebertritt des Peregrinus von den Christianern zu den Cynikern vermittelt, indem er ihn schließlich den Reizungen derselben Hetäre unterliegen läßt, durch deren Veranstaltungen er mit den Christianern bekannt geworden ist, zeigt hinlänglich, daß er damit nicht einen Stein auf das Christenthum hat werfen, sondern nur eine jeden Einwand ausschließende Beleuchtung der innerlichen Haltungslosigkeit des seltsamen Abenteurers, den er beschreibt, hat geben wollen.

Man wird die Stellung, welche der Verfasser den Christianern gegenüber einhält, nm so mehr anzuerkennen haben, je näher ihm die Gefahr lag, in den spöttischen Ton zu verfallen, mit welchem Lucian, der sonst vielfach sein Vorbild ist, von ihnen spricht. Der Roman macht in dieser Hinsicht einen ähnlichen Eindruck, wie die Bemerkungen, mit denen Wieland in seiner Uebersetzung die Ansichten Lucians von den Christianern in gerechtem historischen Sinne beurtheilt.

In der That überraschend ist der Standpunkt, den er in dem inhaltreichsten seiner Romane, dem Agathodämon dem Christenthum gegenüber einnimmt.

Dieses Werk besteht aus einer Reihe von Briefen, welche der Verfasser einen Hegesias von Cydonia an seinen Freund Timagenes schreiben läßt, deren Inhalt die ihm zu Theil gewordene genauere Bekanntschaft mit dem räthselhaften Apollonius von Tyana bildet; denn dieser ist es, der in dem Roman als Agathodämon erscheint.

Den Umstand, daß die Berichterstatter über jenen vielgenannten Zeitgenossen Christi und der Apostel, welcher bis in das letzte Decennium des ersten Jahrhunderts, wie Hase sagt, als Reformator des Heidenthums in Europa und Asien umherzog, weder den Ort noch das Jahr seines Todes berichten, benutzt Wieland zu der Fiction, daß sich derselbe im höchsten Greisenalter vom Verkehr mit der Welt auf eine schwer zugängliche Bergeshöhe der Insel Kreta zurückgezogen und hier den Hegesias, welcher dieselbe bereiste, und zufällig durch Hirten auf die Spuren seiner außerordentlichen Erscheinung gewiesen worden war, mit seinem großartigen Lebensplane bekannt gemacht habe. „Was du hier empfängst“, schreibt Hegesias an Timagenes, indem er ihm seine Aufzeichnungen über den von ihm tief bewunderten Mann zusendet, wird nur „ein leicht gefärbter Umriß des lebendigen Bildes sein, welches Agathodämon selbst mit enkaustischen Farben meinem Herzen einbrannte“.

Es ist eine hohe Stufe geistiger Lebensordnung, welche Wieland diesem zuerkennt. „Ich schränkte mich", läßt er ihn in dem Berichte des Hegesias über seine Grundsätze sagen, „im strengsten Sinne auf das Unentbehrlichste der Natur ein ...". „Was ich dadurch erhalten wollte, und wirklich erhielt, war eine doppelte Unabhängigkeit: eine innerliche, von den Trieben und Forderungen der Sinnlichkeit, und eine äußerliche, von den Menschen, unter welchen ich lebte. Da ich auf die Vortheile der bürgerlichen Gesellschaft Verzicht that, so glaubte ich berechtigt zu sein, mich als einen bloßen Menschen, und das ganze menschliche Geschlecht als eine einzige Familie anzusehen, mit welcher ich bloß durch die Bande der Sympathie und des Wohlwollens zusammenhänge". Hiermit hat Wieland den Weg angedeutet, auf welchen Agathodämon die Höhe erklomm, welche er einnahm. Es fragt sich nun, auf welches Ziel er den so Ausgerüsteten hinsteuern läßt. Zunächst ist es die Erneuerung des Pythagorischen Bundes, was demselben vor der Seele steht. Die Mitglieder dieser Gemeinschaft sollen sich feierlich zur Mäßigkeit und zur Beobachtung aller Lebensvorschriften des Meisters verpflichten; aber über dieses Streben nach Verbesserung der philosophischen Zustände seines Zeitalters hinaus ist es in der Tiefe seines Geistes ein politischer Plan, was ihn erfüllt und bewegt: die Befreiung der Welt von dem Despotismus des Domitianus und die Begründung und Herbeiführung besserer allgemeiner Verhältnisse. Diesem Ziel weiht er sein beständiges Nachsinnen und sein geheimes Wirken.

Wieland würde keinesfalls auf diesen Gegenstand seiner dichterischen Beschreibung gekommen sein, wenn ihm nicht eine antike Vorlage dazu Veranlassung gegeben hätte.

Wie sein Peregrinus Proteus auf Lucianus, so ist sein Agathodämon auf den Vorgang des Flavius Philostratus zurückzuführen, welcher gegen Ende des zweiten oder Anfang des dritten Jahrhunderts im Auftrag der Kaiserin Julia Domna ein Leben des Apollonius von Tyana geschrieben, von welchem Ferdinand Baur mit Recht sagt, daß er darin seinen Helden zum Repräsentanten des Reinsten und Trefflichsten gemacht habe, was die alte Religion in dem Pythagoreismus niedergelegt hat. Dessen Spuren, vor Allem dem achtungsvollen Aufblick auf Apollonius folgt Wieland im Allgemeinen nach, nur daß er planmäßig das Märchenhafte vermeidet, was sein antikes Vorbild darbietet.

Aber als Dichter läßt er den Philostratus weit hinter sich. Er steht nicht an, seinen Agathodämon mit seinem etwas ältern Zeitgenossen Christus

in Verhältniß zu setzen. Voll Bewunderung gegen diesen legt er ihm eine Rede über die Hoheit desselben in den Mund — eine Wendung, kraft deren dieses Werk Wielands zu einer Art von Urkunde über des Verfassers Auffassung Christi wird, und somit einen Anspruch darauf erhält, zur Lösung unserer Frage nach dessen Verhältniß zum Christenthum herangezogen zu werden. Wie ist diese Wendung vermittelt? Agathodämon setzt seinem jungen Freunde auseinander, daß er bei der Gründung des angedeuteten Bundes das Beste der Menschheit ernstlich gewollt habe, daß er aber, wenn sich derselbe von seiner ursprünglichen Lauterkeit entfernen sollte, sich nicht von aller Schuld frei sprechen dürfe. Als Hegesias ihm erwidert, daß er sehr streng gegen sich selbst sei, antwortet er nach einer Pause durch eine Hinweisung auf Christus, die nicht fesselnder sein könnte.

„Ich würde es vielleicht weniger sein, wenn nicht unter meinen Zeitgenossen ein Mann gelebt hätte, der das war, was ich schien, und der bloß durch das, was er war, ohne alle Geheimanstalten, Kunstgriffe und Blendwerke, auf dem geradesten Wege und durch die einfachsten Mittel, zum Heil der Menschheit zu Stande bringen wird, was ich vermuthlich durch die meinigen verfehlte".

Schlag auf Schlag erfolgen nun die bedeutendsten Aussprüche über den Mann seiner Bewunderung. Als der erstaunte Hegesias bekennt, nie ein Wort von einem Christus gehört zu haben und ihm Apollonius entgegnet, daß er doch wohl von den Christianern gehört habe, sein Freund aber verwundert die Frage erhebt, was doch diese seltsame Gattung fanatisirter Idioten mit der großen Erscheinung, von der er rede, zu thun haben könne, giebt ihm Apollonius zur Antwort, er sei noch zu wenig mit ihnen bekannt, um sich einen richtigen Begriff von ihnen zu machen. „Aber", fährt er fort, „wie dem auch sei, sie erkennen den außerordentlichen Mann, von dem ich dir sagte, für ihren Meister und Herrn und hangen mit einer Liebe und einem Glauben an ihm, die ohne Beispiel sind und die durch Nichts begreiflich werden, als durch eine beinahe magische Gewalt, die er sich über die Gemüther der Menschen, die um ihn waren, verschafft haben muß. Sie betrachten ihn als einen Mensch gewordenen Gott, oder zum Gott gewordenen Menschen — welches von beiden, scheint unter ihnen selbst noch nicht ausgemacht — aber darin stimmen sie überein: daß er, nachdem seine Erscheinung Jahrtausende vorher von den Propheten des jüdischen Volkes angekündigt worden, als ein bevollmächtigter Abgesandter der Gottheit auf eine übernatürliche Art in die Welt gekommen sei, um das Reich der Dämonen, der Urheber alles physischen

und sittlichen Uebels zu zerstören, und dagegen das Reich des Lichts, der Wahrheit, der Gerechtigkeit, der Unschuld und der Liebe, mit Einem Worte, das Reich Gottes, dessen Sohn er sei, unter den Menschen aufzurichten".

Nachdem er noch von der Ueberzeugung der Christianer gesprochen, daß Christus sich durch einen freiwillig erlittenen Tod für das Heil der Welt aufgeopfert habe, wieder auferstanden, und lebendig gen Himmel gefahren sei, daß er den Jüngern seine Wiederkunft verkündigt und ihnen für die Zwischenzeit seinen Geist hinterlassen habe, fügt Agathodämon von sich aus eine Weissagung hinzu. Was es auch mit dem Grunde dieses Glaubens für eine Bewandtniß haben möge, dessen sei er gewiß, daß diese von den Juden ausgestoßene, von den Griechen verlachte und von den Römern verabscheute Secte mit diesem ihren Glauben innerhalb zweier oder dreier Jahrhunderte eine allgemeine Revolution bewirken werde, wie die Welt noch keine gesehn habe, und daß ihrem Stifter auf ewig das hohe Verdienst bleiben werde, tiefer als alle bisherigen Gesetzgeber in die menschliche Natur geblickt, und das große Werk der sittlichen Verbesserung und Veredlung des Menschengeschlechts auf einen so festen Grund gesetzt zu haben, daß die Zeit, die alle anderen Menschenwerke abwürdige und zuletzt völlig aufreibe, dem seinigen Nichts anhaben, sondern es vielmehr, trotz aller zufälligen Verdunkelungen und Verunstaltungen, in immer reinerem Glanze darstellen, und der Vollkommenheit, zu welcher es die unzerstörbare Anlage in sich habe, immer näher bringen werde.

Der ganze Schlußtheil des Werkes ist näheren Erklärungen über die Geschichte Christi und seiner Jünger gewidmet. Agathodämon kennt die aufwachsende christliche Litteratur, hat an funfzig sogenannter „guter Botschaften" gelesen, welche die Geschichte Jesu enthalten, und urtheilt über sie, daß sie von Mährchen strotzen, drei oder vier ausgenommen, welche aus mehreren Rücksichten Aufmerksamkeit verdienen, wiewohl auch sie Merkmale von Verfälschungen und Einschiebseln an sich tragen. Hier gelte es, beim Lesen alles Wunderbare, Sichwidersprechende und Unverständliche auszuscheiden und sich an das rein Menschliche, Klare und Konsequente zu halten. Das habe er gethan und auf diese Weise gefunden, daß Christus den Gott, von dem er sich gesandt glaubte, wirklich in seinem Busen getragen habe. Was er gethan, habe er durch Gott bloß um Gottes willen zu thun geglaubt; ebendadurch habe er viel Wunderbares gethan, wiewohl nicht zu zweifeln sei, daß vieles auf Rechnung des Gerüchtes und seiner Geschichtsschreiber zu setzen sei. Sein Verhältniß zu Gott sei ein so zartes und inniges gewesen,

daß er ihn sich nicht anders als seinen Vater denken konnte. „Denn", sagt er, „er fühlte sich selbst als seinen Sohn und der unbedingte Gehorsam, die gänzliche Ergebung, das Vertrauen, das ihn selbst im Tod am Kreuz nicht verließ, sind Gefühle eines Sohnes, wie es wohl vor ihm noch keinen gegeben hat, für einen über alles geliebten Vater". Es sei interessant, aus den besagten Büchern zu erkennen, wie sich der eifersüchtige Nationalgott der Juden und seine Oberherrschaft über sein erwähltes Volk in dieser schönen, liebevollen Seele zum Begriff eines allgemeinen Vaters der Menschen und eines allen offenstehenden Reiches Gottes geläutert habe. In dieses Reich nicht nur seine Stammverwandten, die Juden, sondern alle Völker der Erde einzuladen, dazu habe er geglaubt in die Welt gekommen zu sein. Den Willen Gottes zu thun, sei nach ihm die erste Pflicht der Reichsgenossen; sie seien Alle frei, indem sie nur ihrer Natur gehorchen; ihr Gehorsam sei freudig und unbedingt, weil er aus Liebe und Vertrauen stamme; sie lieben Gott über Alles und beweisen diese Liebe durch Liebe zu seinen Kindern, ihren Brüdern. Aber da die Menschen, die man um sich sehe, in ihrer Selbstsucht von dieser Sinnesart weit entfernt seien, so sei Sinnesänderung, Umschaffung des Innern, bei Allen, die jenes göttlichen Sinnes noch ermangeln, die unerläßliche Bedingung des Eintrittes in dieses Reich.

Mit dieser Lehre, die sich leicht in die Pythagorische und Platonische, ja sogar in die Sokratische oder Epiktetische übersetzen lasse, und eine dem Fassungsvermögen selbst der ungelehrtesten Menschen angemessene Lebensphilosophie darstelle, habe Christus alle Verbesserer und Veredler der Menschheit weit hinter sich gelassen.

Aber sein Werk — so läßt Wieland ihn weiter urtheilen — würde mit seiner gewaltsamen Tödtung am Kreuz, zu welcher ihn der jüdische hohe Rath unter dem Gutheißen des römischen Statthalters verurtheilt habe, zu Grunde gegangen sein, wenn er nicht durch den mächtigen Genius, unter dessen Schutze das Institut der Christianer stehe, vom Tode wieder auferweckt worden wäre — ein Ereigniß, das Agathodämon gegen die Annahme einer Vermittelung desselben durch Joseph von Arimathia ausdrücklich vertheidigt. Nachdem ein plötzliches Erdbeben das Grabmal und den Begrabenen zugleich aufgesprengt und dem Erwachten Gelegenheit gegeben habe, sich den Seinigen zu zeigen und seine Jünger als Boten des Reiches Gottes an alle Völker einzuweihen, seien sie völlig gewiß geworden, daß er der verheißene Messias und Gottes Sohn sei, und haben mit Entschiedenheit seine Zusage ergriffen, daß er ihnen seinen Geist senden und unsichtbar bei ihnen sein

werde bis an das Ende der Welt. Auf die Frage des Hegesias, wo der Auferstandene geblieben sei, nachdem er von den Seinigen Abschied genommen, antwortet Agathodämon unentschieden: nach der gemeinen Meinung der Christianer sei er gen Himmel gefahren; er selbst könne davon nichts Weiteres sagen, als jene zwei Evangelisten, welche selbst bei dem Abschied zugegen gewesen, aber von einer Himmelfahrt Nichts melden (Matth. und Joh.). Sehr schön ist, was Agathodämon weiter von der ersten Gemeinde der Christianer, zu der sich seiner Zeit Paulus gesellt habe, von der Eintracht, Liebe und Verträglichkeit ihrer Sitten, namentlich von ihrer Brüderlichkeit erzählt, vermöge deren die einzelnen Mitglieder ihre Habe der Gemeinde gaben, so daß Keiner Mangel litt oder für den andern Morgen zu sorgen hatte. Dabei läßt er es indessen nicht bewenden; er weiß auch von der Ausbreitung ihres Bundes, von der Macht ihrer Aufseher, aber auch davon, daß sich mehr und mehr ein Priestergeist in die Gemeinde der Christianer einschleichen und Herrschsucht und Unduldsamkeit in sie einführen werde. In der That werde es in ihr zu einer förmlichen Priesterherrschaft kommen, deren Oberhaupt allerdings Ansehen genug haben werde, in stürmischen Zeiten den Völkern Ruhe, und den Gesetzen und Verträgen Achtung zu verschaffen; doch werde der Druck ihres Mißbrauchs endlich unerträglich werden und die Menschheit ihre Fesseln so lange schütteln, bis sie abfallen. Der Geist des Christenthums werde sich von allen Judaismen, in die er eingewickelt gewesen, völlig loswickeln, und in seiner Reinheit wieder erkannt werden. Denn es sei auf die Dauer eines unsterblichen Geschlechtes berechnet. „Genug, daß wir nun ohne Aufhören vorwärts schreiten und von der Zeit an, da dies Licht über die Menschheit aufgegangen sein wird, ein wirklicher Rückfall in die alte Finsterniß nicht mehr möglich ist".

Wir sind hiermit bei den letzten Blättern des merkwürdigen Werkes angelangt. Mit gleicher Meisterschaft der Sprache, wie alle vorher betrachteten geschrieben, unterscheidet sich dasselbe durch diesen eingehenden Blick auf Christus und die Kirche von ihnen allen. Wieland sucht hier dem historischen Christenthume theils in seinem Verhältniß zum antiken Heidenthume, theils in seiner Stellung zu der Epoche der Menschheit, die es eröffnet, so gerecht zu werden, als er nach seiner geistigen Entwickelung nur irgend vermag. Wir dürfen dafür halten, hierin eine Frucht seiner religiösen Geschichtsphilosophie und damit einen Ausdruck seiner Auffassung vom Christenthume vor uns zu haben.

Indeß thut Prüfung Noth.

Zunächst befremden uns einige Ausdrücke, die auf den ersten Blick lediglich dichterischer Art zu sein scheinen, bei näherem Zusehen aber weit entfernt sind, bloß dem Schwung der Rede zu dienen.

Allerdings erklärt sich Agathodämon gegen die Ansicht, daß Joseph von Arimathia durch die zeitige Abnahme des Leichnams Jesu vom Kreuz das Wiedererwachen desselben habe ermöglichen wollen. Aber wenn er den Hergang der Sache mit den Worten beschreibt, daß ein Erdbeben das Grabmal und den Begrabenen zugleich aufgesprengt habe, ist hiermit die christliche Verkündigung von der Auferweckung Christi irgendwie getroffen? Und wenn er von einem mächtigen Genius redet, der sich in dieser Neubelebung des Gekreuzigten thätig gezeigt, läßt sich darunter der lebendige Gott verstehen, den die Christenheit anbetet?

Von hier aus wird uns auch ein anderes, auf dem Gebiet der Lehre liegendes Wort des Agathodämon zunächst auffallend, dann bedenklich: der Bericht über die Forderung Christi an die Menschen, daß sie Buße thun sollen. „Sinnesänderung“, sagt er, „ist, seiner Lehre zufolge, bei Allen, die jenes göttlichen Sinnes noch ermangeln, die unerläßliche Bedingung, unter welcher ins Reich Gottes, worin nichts Unreines einziehen kann, zu gelangen möglich ist“. Giebts hiernach, müssen wir fragen, Solche, welche des göttlichen Sinnes *nicht* ermangeln? Wir treffen auf die Beantwortung dieser Frage, sobald wir zum Abschluß des ganzen Werkes übergehen.

Hier wird auf Etwas zurückgedeutet, was gleich beim ersten Zusammentreffen des Hegesias mit Agathodämon zur Sprache gekommen ist: auf die Bemerkung nämlich, daß die Menschen geneigt seien, zu *glauben*, was sie nicht *wissen* können. Hegesias hat darin ein Bedürfniß der menschlichen Natur, Agathodämon eine allgemeine Schwachheit der Menschen erkannt.

Auf dieses an seiner Stelle nicht auffallende Wort kommt Agathodämon, als für seinen Freund die Stunde des Scheidens erschienen ist, zurück. Im Hinblick auf den Hauptgegenstand der ganzen Unterhaltung wiederholt er seine Ansicht und giebt ihr einen bildlichen Ausdruck. „Der Schwache und Lahme“, sagt er, „bedarf einer Stütze oder Krücke“. „Und“ — fügt er hinzu — „welcher Mensch ist in keinem Zeitpunkte seines ganzen Lebens schwach? In diesem Fall ist es gut, eine Krücke zu haben, an der man gehen kann!“

Also nur für den Fall, daß ein Mensch sich schwach fühlt, ist Glaube nöthig. Er mag nach dem Glauben greifen, wenn seine Philosophie keinen kühnen kräftigen Schwung hat. In diesem Fall ist der Glaube etwas

Nützliches. „Gleichwohl", fügt er bestätigend hinzu, „ist es unläugbar besser, ohne Krücke gehen zu können". Man erkennt sofort, daß Agathodämon mit dieser Aeußerung die Sicherheit der Stellung gefährdet, die er in seinem Gespräch mit Hegesias über Christus eingenommen und empfohlen hat.

Ferner bekennt er, daß er seine Mittheilung über Christus unter einer strikten Voraussetzung gemacht habe: daß die über ihn erhaltenen Nachrichten wahr seien. An und für sich sehr wohl gesagt. Aber er läßt dabei außer Acht, daß er, eben auf Grund der empfangenen Nachrichten, die Erscheinung Jesu entschieden zu einer Richtschnur für die Beurtheilung und Führung seines eigenen Lebens gemacht, und überdies, daß er nicht nur die apokryphischen Evangelien, sondern auch die andern drei oder vier bereits einer Kritik unterzogen hat, deren Ergebniß ist, daß sich darin, namentlich in den apokryphischen, zu einem Theil aber auch in den übrigen, allerdings manches Unhaltbare finde, daß man jedoch durch die letzteren zu einem richtigen Begriff von der Erscheinung und Lehre Christi zu gelangen im Stande sei. Eben als einen thatsächlichen Erfolg der Aneignung ihres Inhalts hat Agathodämon die Umänderung seines Lebensplans dargestellt.

Hier stimmt die von ihm gegebene Darstellung vom Wort und Wesen Christi nicht wohl mit sich selbst überein. Das Bedeutendste aber ist die Art, wie er zuletzt auf die Frage eingeht, was sich Hegesias von seiner, des Agathodämon, Religion für eine Vorstellung machen solle. Soll der Ausdruck seiner Ehrfurcht vor Christus und die Hinweisung auf das von ihm gegründete Reich Gottes realen Werth haben, so muß er ihn hier nicht bloß nennen, sondern ihn als den hervorheben und preisen, durch dessen Einfluß er zu der Religion gelangt ist, in deren Besitz er sich findet. Allein Nichts weniger als dies ist der Fall. Er antwortet auf jene Frage mit einer Darstellung, die sich auf den innern Hergang des Zustandekommens der religiösen Erhebung an sich beschränkt. „Das", sagt er, „was die Masse der ungleichartigsten Erscheinungen außer mir und das, was die unermeßliche Masse von Empfindungen, Ideen und Triebe in mir zusammenhält, fällt, wenn ich jede dieser Anschauungen einzeln betrachten will, plötzlich in einander; das unendliche Eins verschlingt Raum und Zeit; Alles, was war, was ist und was sein wird, zerfließt in den einzigen Act eines einzigen ewigen Augenblicks und ich verliere mich darin. Aber bald öffnen sich meine Augen wieder, ich finde mich wieder in meinem angebornen beschränkten Vaterland Himmel und Erde, das allgemeine Leben der Natur drängt sich wieder warm an mein Herz, und mit süßen Schauern umfaßt mich

die Gegenwart des allgemeinen Genius der Natur, des liebenden vorsorgenden Allvaters, oder wie der beschränkte Sinn des Sterblichen den Unnennbaren immer nennen mag, und ich bin wieder, was ich sein soll, ein Mensch, gut und glücklich, und verlange nicht mehr zu sein, als ich sein kann und soll.

So werden wir aus der Hinterpforte dieses außerordentlichsten Wielandschen Werkes, welches mehr als irgend eine andere seiner Romandichtungen positive Wahrheit darzubieten schien, mit Bemerkungen verabschiedet, welche uns ebensosehr über den Inhalt derselben als über die Realität ihres Besitzes in Zweifel lassen.

Was ist von dem eigenthümlichen Schweigen über Christus zu halten?

Wir haben hier etwas die Gedankenverbindungen Wielands sehr Bezeichnendes vor uns. Dies erhellt theils aus der Erscheinung an und für sich, theils aus der Thatsache, daß wir im Agathon nach der Ausgabe letzter Hand ein Schlußergebniß gefunden haben, welches eine formal nicht unerhebliche Beschränkung desjenigen enthält, was vorher in reicherer Art, innerhalb eines umfassenderen Kreises dargestellt worden ist.

Wir sind es nicht bloß dem Schriftsteller, sondern auch dem durchaus ehrlichen Manne, dem Freunde Herders, dem Erzieher Karl Augusts schuldig, einen Versuch zu machen, die hier vorliegende Incongruenz der Darstellung mit sich selbst irgendwie zu lösen, und namentlich die Frage zu erheben, ob hierin nicht etwa eine gewisse Scheu vor der Aufstellung bestimmter religiöser Sätze, und damit in unmittelbarem Zusammenhang, ob nicht in dem Schweigen von Christus eine Frucht des Zweifels an ihm vorliege, dessen Auftreten etwa als ein besonderes Zeichen des Sinnes für Wahrheit anzuerkennen sein möge. Wie wir im Leben nicht selten mit Charakteren zusammentreffen, welche zum Zweifeln gleichsam geboren zu sein scheinen, wie wir die vielen Bedenklichkeiten, die sie jeder Mittheilung gegenüber vorbringen, in der Voraussetzung ertragen, daß es ihnen dabei nur um Erlangung voller Einsicht zu thun sei, so werden wir zu der Annahme geneigt sein, daß wir das ihnen Gewährte auch Wieland zuzugestehen haben; ja daß wir einem Manne, wie er ist, gegenüber, am Allerwenigsten mit einem solchen Zugeständniß kargen dürfen. Gern werden wir, wo es irgend angeht, die Unterbrechung seines Vortrags durch den bald leiseren, bald entschiedeneren Ausdruck des Zweifels an dem, was er soeben gesagt, auf Rechnung einer sittlichen Lauterkeit setzen, welche niemals mehr behaupten will, als sie aufs Pünktlichste zu verantworten vermag.

Doch diese Erklärung hält nicht Stich. Sie verstößt unumwunden gegen ein höheres Gesetz, welches in allen Schriften Wielands herrscht: gegen das herrschende Gesetz der ästhetischen Schönheit und rednerischen Schlußbildung, in dessen Einhaltung ihr formaler Werth liegt.

Was würden wir von einer politischen Rede sagen, welche eigens dazu bestimmt wäre, die Feindseligkeiten darzulegen, welche Louis Napoleon Deutschland gegenüber an den Tag gelegt hat — und mit den Worten schlösse, daß die Sache möglicher Weise doch auch in entgegengesetzter Weise aufgefaßt werden könne? Einen solchen Verstoß können wir dem Künstler unter den Schriftstellern unter keiner Bedingung zutrauen, und müssen davon abstehn, auf die angedeutete Weise die Schwierigkeit zu heben.

Die Lösung liegt objectiv in der eigenthümlichen Stellung, welche Wieland dem Agathodämon zuertheilt. Er läßt ihn als grundsätzlichen Erneuerer der Schule des Pythagoras von dem Streben erfüllt sein, die Gedanken seines Meisters nicht bloß zum Gegenstand des Nachsinnens und der Weiterbildung zu machen, sondern als wirksames Mittel zu gebrauchen, dem verderbten Zeitalter, in dem er lebt, sittlich aufzuhelfen. Nachdem er ihn als Gründer einer geheimen Gesellschaft zur Förderung und Besserung der Menschheit hat wirken lassen, läßt er ihn zu der Bemerkung kommen, daß ein Anderer sich ein ähnliches Ziel gesteckt. Agathodämon steht nicht an, dem wunderbaren Manne von Nazareth die Palme zu reichen, und verkündet der von diesem ausgegangenen Gemeinschaft den Sieg über das römische Reich, und mehr. Aber er bleibt Philosoph, und gewährt als solcher seinem Jünger Hegesias, ehe dieser von ihm Abschied nimmt, einen Blick in die philosophischen Höhen, die er erstiegen: ein Gebiet, wo ihm im Innewerden des Genius der Natur aufs Glänzendste seine allgemeine Stellung als Mensch aufgeht, die ihm das Gefühl der Glückseligkeit verleiht: eine Stufe absoluten Erkennens, von welcher aus aller Hang zum Glauben nur als Schwachheit erscheint, und gegen welche gehalten alle Sätze der Erfahrung, auch der ihn erhebenden Erfahrung, die er durch das Bekanntwerden mit der Erscheinung Christi gemacht, zwar nicht Unwahrheiten, aber Wahrheiten untergeordneter Art sind. Und diese Lösung ist für Wielands eigene Philosophie und Religion von großer Bedeutung. Es wird ihm dieselbe geistige Stellung zuzuschreiben sein, welche er seinem Helden ertheilt hat. Er achtet Christus hoch, er sieht ihn auf einer Stufe, die ihn über alle Gesetzgeber und Religionsstifter weit erhebt — aber er glaubt sich im Besitz einer

Weisheit, die ihn befriedigt und es zu einer gläubigen Hingabe an Christus, wie sie die Kirche als einzigen Weg zum Leben verkündet, nicht kommen läßt.

Daß wir mit dieser Anschauung auf richtigem Wege sind, erhellt aus einer seiner Schriften, welche nicht dem Gebiet der Romandichtung, sondern unmittelbar dem der philosophisch-theologischen Gelehrsamkeit angehört: dem Aufsatz über den freien Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen, welchen Wieland zuerst im Januar- und Märzheft seines Teutschen Merkur 1788 hat erscheinen lassen und später mit einem Vorbericht und Vermehrungen in die letzte Ausgabe seiner Werke von 1797 aufgenommen hat; worin er, wie er sagt, nicht sowohl die Rechte der Vernunft in Dingen, welche die Religion betreffen, behaupten, als die Nothwendigkeit der wirklichen Ausübung dieser Rechte hat einleuchtend machen wollen. Die Abhandlung erhebt sich weit über einige Aufsätze von ähnlicher Art, z. B. den mit der Frage überschriebenen: Was ist Wahrheit? und andere, welche dem Leser nur einen Antrieb geben wollen, sich philosophischen Betrachtungen zu überlassen, ohne besondere philosophische Sätze aufzustellen.

In jener Abhandlung nun ist es sein erstes Geschäft, zwischen den mannichfachen Wahrheiten, die für das menschliche Geschlecht von wirklicher Bedeutung sind, einen Unterschied festzustellen.

Einige, sagt er, seien einer Evidenz fähig, die der Gewißheit unsres eigenen Bewußtseins gleiche. Jeder Leser wird hierbei zunächst an Sätze der formalen Logik denken, die ähnlich wie die mathematischen einen Widerspruch nicht zulassen. Aus dem Folgenden ergiebt sich indeß, daß er darunter etwas Weiteres: Sätze der speculativen Vernunft überhaupt begreift.

Andere hingegen, fährt er fort, sind so beschaffen, daß sie, vermöge der Natur der Sache und der Schranken unsres Wissens keine andere Gewißheit für uns haben können, als die aus einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit entspringt, und durch einen geheimen Wunsch, daß sie wahr sein möchten, unterstützt werden; ein Wunsch, dem ein erweisliches moralisches Bedürfniß, sie als wahr anzunehmen, zum Grunde zu liegen scheint.

Diese Wahrheiten sind ihm nicht sowohl Gegenstände der speculativen Vernunft, als des vernünftigen Glaubens; aber ihre Wurzel liegt, sagt er, so tief in der menschlichen Natur, daß es kein Volk des Erdbodens geben mag, dem nicht wenigstens eine Ahnung davon inne wohnte. Sie betreffen das ewige Dasein eines obersten Grundwesens von unbegrenzter Macht, von welchem das ganze Weltall nach un-

veränderlichen Gesetzen mit Weisheit und Güte regiert wird — und die Fortdauer unseres eigenen Grundwesens mit Bewußtsein unserer Persönlichkeit und ewigem Fortschritt zu einer vollkommeneren Art von Existenz (Werke, Octavausg. Bd. 29, S. 26). Wieland ist weit davon entfernt, den großen moralischen und praktischen Werth zu verkennen, den diese Wahrheiten letzterer Art in sich tragen. Aber soviel steht ihm fest: sie sind keine Erkenntniß höchster Art, denn sie gehören nur der Wahrscheinlichkeit, nicht der absoluten Wahrheit, nicht dem wesentlichen Erkennen, sondern dem Glauben an.

So fügt sich dieser wissenschaftliche Aufsatz, ergänzend und erläuternd, sichtlich in die von uns betrachtete Hauptschrift ein und schließt sie zugleich ab. Genau wie dort werden hier die evidenten Wahrheiten von den andern, erst durch ein moralisches Bedürfniß erheischten, unterschieden. Wieland spricht sich nicht lehrhaft darüber aus, welche Wahrheiten er unter den erstern meine. Verfolgen wir aber die begeisterten Worte Agathodämons, wie er die über Alles erhabene, aus der Ordnung und Harmonie der Dinge und seinem eignen Innern sich ergebende Idee Gottes beschreibt, in welcher sich das individuelle Ich wie ein Tropfen im Weltmeer verliert, bis es ihm gegeben wird, Himmel und Erde als seine Heimath zu begrüßen und der Gegenwart des Genius der Natur als eines liebenden Allvaters sich zu erfreuen, so kann darunter nur das Aufleuchten des menschlichen Bewußtseins, d. i. das Erwachen des Geistes verstanden werden, welcher die ihn umgebende Natur in ihrer Schönheit, Mannichfaltigkeit und Größe, und ihren Genius, Gott, erkennt.

Freilich, gesteht er ein, sind es nur Wenige, die sich zu dieser hohen Stufe emporschwingen. Für die Andern giebt es jene zweite Gattung von Wahrheiten: die aus einem moralischen Bedürfniß hervorgehenden und mit dem Wunsche, daß diesem durch die Realität der Dinge genügt werden möge, verbundenen Wahrheiten des Glaubens. Indem sie, wie wir bereits sahen, Zweierlei betreffen: das Dasein eines unerforschlichen Urwesens und die Fortdauer unseres eigenen uns nicht minder unerforschlichen Grundwesens, glaubt Wieland in Bezug auf das erstere hervorheben zu müssen, daß durch das Urwesen, durch welches die Dinge bestehen, sie auch und zwar nach unveränderlichen Gesetzen der vollkommensten Gerechtigkeit, oder, was dasselbe sagt, der vollkommensten Güte und Weisheit in Ordnung erhalten werden; und in Bezug auf das zweite, daß unsere Fortdauer als eine solche zu denken sei, welche sich mit Bewußtsein

unserer Persönlichkeit und mit einem solchen Fortschritt zu größerer Vollkommenheit, der durch unser Verhalten in diesem Leben modificirt werde, vollziehe.

Welcher Werth diesen Worten zukomme, giebt Wieland durch einige erläuternde Sätze, die er hinzufügt, zu erkennen.

Von diesem Glauben, sagt er, behaupte ich, daß er

1) ein moralisches Bedürfniß der Menschheit sei;

2) daß seine Wurzel so tief in unserer Natur liege und gleichsam mit allen Fasern derselben so verschlungen sei, daß man, um sie im Menschen gänzlich auszurotten, den Menschen selbst zerstören müßte;

3) daß er durch die Vernunft hinlänglich unterstützt werde, um den Namen eines vernünftigen Glaubens zu verdienen; und

4) daß er, indem er von Aberglauben oder Dämonisterei frei bleibt, nicht nur ganz unschädlich, sondern dem menschlichen Geschlechte höchst wohlthätig und in gewissem Sinn unentbehrlich sei.

Uebrigens sieht Wieland diese Sätze für so ausgemacht an, daß er sich eines Erweises ihrer Richtigkeit für überhoben glaubt und dafür hält, daß jeder Widerspruch gegen sie nur dazu dienen werde, sie zu bestätigen.

Wir entnehmen hieraus ihre Untrennbarkeit von jenen.

Im Blick auf die Haupturkunden des Glaubens, die biblischen Evangelien, gelangt er unter nachdrücklicher Forderung einer kritischen Exegese derselben zu einem denkwürdigen Preise der Religion Christi, welcher ohne Weiteres an das erinnert, was wir aus dem Mund des Agathodämon vernommen haben.

„Die Religion, von welcher Er zugleich Lehrer und Vorbild war, die, welcher der Name der christlichen, das ist, der Religion Christi im eigentlichsten Sinne zukommt, ist kein Institut, das einen Theil der bürgerlichen Verfassung ausmacht, sondern eine bloße Angelegenheit des Herzens. Sie ist ganz auf das Verhältniß zwischen Gott als allgemeinen Vaters der Menschen und diesen, als seinen Kindern gegründet. Sie erhebt das dunkle Gottesgefühl, das der menschlichen Natur angeboren und eigen scheint, zu der einfachsten, humansten, der Gottheit würdigsten und dem Bedürfniß der Menschen angemessensten Vorstellung von Gott, reinigt sie von allem ... Aberglauben und macht sie in jeder menschlichen Seele, in welcher sie lebendig und herrschend wird, zu einer unversieglichen Quelle von grenzenlosem Vertrauen auf Gott, von Liebe alles Guten, von allgemeiner Humanität, von aushaltender Stärke im Unglück, von Mäßigung und Bescheidenheit im

Wohlstand, von Geduld im Leiden, von Geringschätzung alles Dessen, was uns die Weisheit gering schätzen lehrt, von innerem Frieden des Herzens, Zufriedenheit mit dem Gegenwärtigen, und immerwährender Hoffnung einer bessern Zukunft".

Wieland ist von der Bedeutung des Christenthums für die Welt so überzeugt, daß er es für seine Pflicht hält, den Lehrern und Regenten bezüglich der nothwendigen Fortpflanzung uod Reinerhaltung desselben eine Reihe wichtigster Sätze in Erinnerung zu bringen.

Sie verdienen, Theologen und Nichttheologen, Herrschern und Unterthanen in Erinnerung gebracht zu werden.

Die christliche Religion, sagt er, bestehe nicht darin, über das göttliche Wesen zu grübeln und zu streiten, sondern in dem Bestreben, Gottes Willen zu thun;

das untrüglichste Kennzeichen unserer Liebe zu Gott, den wir nicht sehen, sei reine und thätige Liebe zu den Menschen, die wir sehen;

der Glaube sei nicht durch Bekenntnisse und Formeln, sondern durch unsere Werke zu zeigen; und

eben hierin liege der wahre Vereinigungspunkt der Christen.

Ja, er wagt im Gefühl von der Hoheit des Christenthums noch einen weiteren Schritt: er wendet sich in Sachen der christlichen Religion selbst an die Philosophen.

Es bleibe, sagt er, allerdings ewig dabei: Nichts in der Welt sei so heilig, daß es sich dem Richterstuhl der Vernunft entziehen, daß es nicht untersucht, nicht auf die Probe gebracht werden dürfe. Aber ein weiser Mann untersage sich alle Speculationen, die zu Nichts helfen. In einem christlichen Staate die Frage: ob ein Gott sei? aufzuwerfen, oder von dem Dasein Gottes als einem Problem zu sprechen, sei unweise. Den Glauben an Gott, der mit dem Glauben an einen künftigen Zustand nach dem Tode den ersten Grundartikel der Religion ausmacht, zu bekräftigen, sei eines der würdigsten und nützlichsten Geschäfte der Philosophie, ja, in Rücksicht auf die Unentbehrlichkeit desselben sogar Pflicht; ihn anzufechten und in den Gemüthern der Menschen wankend zu machen, sei im Grunde um Nichts besser, als ein öffentlicher Angriff auf die Grundverfassung des Staats, wovon die Religion einen wesentlichen Theil ausmache und auf die öffentliche Ruhe und Sicherheit, deren Stütze sie sei.

In dieser ausführlichen Auseinandersetzung haben wir eine Antwort auf die Frage, die uns zur Durchnahme der Hauptwerke Wielands veranlaßt

hat. Wieland giebt uns darin einen Zusammentrag der philosophischen und insonderheit der religionsphilosophischen Grundsätze, welche während der letzten Decennien des achtzehnten Jahrhunderts für ihn maßgebend gewesen sind.

Der erste Eindruck, den sie auf uns machen, ist der einer bedeutenden Gedankenreihe über die wichtigsten Gegenstände des allgemeinen und individuellen Lebens; und Mancher wird gestehen, daß er die darin liegende Würdigung des Christenthums, namentlich die Sorge für die Erhaltung desselben in Wieland nicht gesucht hätte.

Für den Kenner erhebt sich diesen Sätzen gegenüber zunächst eine Frage wie die, welche wir im Homer an Odysseus und seine Gefährten gerichtet finden: Fremdlinge, sagt, wer seid ihr? woher durchschifft ihr die Woge?

Denn da der gereifte Wieland nirgends als selbständiger Philosoph, geschweige denn als Theolog aufgetreten ist, so wird der Zweifel Entschuldigung finden, ob er als der wirkliche Urheber derselben anzusehen sei, oder ob er sie, was bei seiner großen Belesenheit wohl denkbar ist, in den Werken Andrer gefunden und auf seine Weise sich angeeignet habe.

Wirklich ist dies der Fall und ich glaube von den einzelnen Gruppen nachweisen zu können, von wem sie entlehnt sind. Historiker der Philosophie und der Dogmen werden noch mehr aufzuzeigen im Stande sein.

Gehe ich von einem in die Augen fallenden Ausdrucke aus, so verweisen mich die evidenten Wahrheiten in das Zeitalter und zu den Schriften Mendelsohns, der im Jahre 1764 über „die Evidenz in den metaphysischen Wissenschaften" eine von der Berliner Akademie gekrönte eigene Abhandlung geschrieben und in den „Morgenstunden" 1785 seinem, wie es scheint, von Wieland gebilligten Beweis vom Dasein Gottes Evidenz zuspricht.

Die Unterscheidung von evidenten Wahrheiten und solchen, die es nicht sind, erinnert zunächst an einen etwas älteren englischen Philosophen: Locke, der unter jenen die angebornen theoretischen Grundsätze, unter diesen die angebornen praktischen oder moralischen versteht, und ausspricht, daß die moralischen eben so wahr, aber nicht so evident seien, als die theoretischen, ein Ausspruch, der bei Wieland fast wörtlich wiederkehrt; weiterhin aber an Kant, dessen Unterscheidung zwischen einer reinen theoretischen und einer reinen praktischen Vernunft Wieland durch Reinholds Briefe über Kantische Philosophie im Merkur vom August 1786 an kennen lernte. Wir haben neuerdings einen Brief Wielands an Reinhold zu lesen bekommen, der seine Vorliebe für Kant schon in eine verhältnißmäßig frühe Zeit seiner Wirksamkeit setzt. Im Jahre 1793 theilt er seinem Schwiegersohne mit, daß er bei der

Revision des Agathon, welche ihn beschäftige, ersehe, wie er schon vor 25 Jahren eine Art von Kantischer Philosophie in herba im Schooß seiner Seele herumgetragen habe — er wird die besprochene Stelle der Ausgabe von 1773 meinen, die er im Jahre 1766 geschrieben hatte und die, wie wir gesehen, in der Ausgabe von 1794 etwas abgeändert worden ist; als er sie sich im Jahre 1793 vergegenwärtigte, schien sie ihm zu erweisen, daß er in einer Art von Seelenverwandtschaft mit Kant gestanden habe*).

Merkwürdiger Weise kommt Goethe einmal auf die ursprüngliche Stellung Wielands zu Kant zu sprechen.

In seiner Trauerrede auf Wieland (1813) theilt er mit, daß jener die kleineren präludirenden Schriften des letzteren habe gelten lassen; durch das große Lehrgebäude selbst habe er sich mit Andern in den heitern Streifzügen über das Feld der Erfahrung beschränkt gefunden. Hierin liegt vielleicht die Erklärung der Erscheinung, daß keine vollere Uebereinstimmung der vorliegenden Wieland'schen Grundsätze mit Kants Principien zu Tage tritt, ja daß in Wielands Philosophie späterhin Etwas aufgenommen erscheint, was Kant durchaus fern liegt: eine solche Darlegung der evidenten Wahrheiten, welche ein Stück Schellingscher Anschauung in sich trägt; denn das oben dem Agathodämon in den Mund gelegte Loblied des Absoluten klingt an die Identitätsphilosophie an.

Steht es mit jenen Grundsätzen also, so tragen sie die schillernde Färbung des Eklektikers in hohem Grade an sich, und kranken an dem Schaden, womit jeder Eklekticismus für den Vollzug willkürlicher Entlehnungen gestraft wird.

Mir scheint nach diesem Blick auf die Quellen der Philosophie Wielands der Beweis ihrer innern Mangelhaftigkeit nicht schwer zu sein.

---

*) Der Brief ist in der ebenso reizenden als lehrreichen Sammlung von Briefen Wielands und Reinholds enthalten, deren Herausgabe in diesem Sommer wir dem unermüdlichen Robert Keil in Weimar verdanken (S. 178). Möchte es ihm gelingen, die bisher noch nicht wieder aufgefundenen zahlreichen Briefe zu Tage zu fördern, welche Reinhold von Jena und Kiel aus an seinen Schwiegervater geschrieben hat! Bei der achtungsvollen Liebe, welche Wieland zu Reinhold hegte, hat er dessen Briefe sicher nicht verbrannt, sondern aufs Beste bewahrt, und es ist denkbar, daß er sie irgend einem Freunde zum Lesen geliehen hat, in dessen Nachlaß sie unerkannt liegen mögen. Möglicherweise haben sie Beiträge zur Geschichte der philosophischen Entwickelung Reinholds enthalten, die bekanntlich der Aufhellung in eben so hohem Grade bedarf, als sie derselben würdig erscheint.

Er liegt in der Unvereinbarkeit dessen, was von ihm als evidente Wahrheit hingestellt ist, mit dem, was als praktische Wahrheit aufgeführt wird. Steht es mit der letzteren so, daß sie nicht getilgt werden kann, ohne die Eigenthümlichkeit des Menschen in ihrer Wurzel zu zerstören, dann ist die Annahme einer Stellung des Philosophen, wie sie in der Aufstellung der evidenten Wahrheiten beliebt wird, eine logisch unhaltbare. Ist dieses aber der Fall, dann wankt das ganze System. Wankt aber der Bau im Ganzen, so ist es um die Sicherheit des Einzelnen, was er in sich schließt, geschehen. Und dies muß für den Erbauer die bestimmtesten Folgen haben: Wieland wird bei seinem Scharfsinn in den Fall kommen, auf seinen Aussagen nicht beharren zu können, sondern von sich selbst abzufallen genöthigt sein.

In der That ist dies eingetreten und zwar in doppelter Art.

Erstens in Bezug auf den Zusammenhalt der evidenten und praktischen Wahrheiten selbst.

In einem Briefe an seine Tochter Sophie vom 20. Novbr. 1796 bekennt er, daß er sich der Schwachheit nicht erwehren könne, beim Hinblick auf unendlich reiche Leute, denen es eine Kleinigkeit sei, große Reisen zu machen, zu denken, daß ihm ein wenig Unrecht geschehe und der Zusammenhang der Dinge ohne Nachtheil des Ganzen ein wenig günstiger für ihn eingerichtet sein könne. Wie er sich am Ende aus diesem Gedankenlabyrinth heraushelfe, möge für diesmal noch ein Geheimniß sein und solle es so lange bleiben, bis ihr das letzte Buch des Agathodämon zu seiner Zeit das Allerheiligste seiner eignen Hausphilosophie aufgeschlossen haben werde, welche leider nicht die Philosophie des Archytas in Agathon sei. „Ich sage", fährt er fort, „leider! weil ich in der That, um meines innern Vergnügens und Gewinns an Zufriedenheit und Seelenruhe willen, wünschen möchte, wie Archytas zu glauben. Aber auch glauben hängt nicht mehr von meiner Willkür ab, als die Einrichtung meiner äußerlichen Umstände — und ich muß glauben, was ich glaube, wie ich es mir gefallen lassen muß, was ich nicht ändern kann".

Hier erheischt also Wieland die Unterscheidung der höchsten Vernunftwahrheiten von denen der zweiten Gattung, und bekennt, so leid es ihm thut, daß er auf jenen bestehen müsse. Philosophisch erwogen besagt die Stelle, daß die spekulativen Wahrheiten jene Wahrheiten zweiter Ordnung zulassen, daß aber der Inhalt und die Tragweite dieser letzteren dem Maße jener durchaus zu unterstellen seien. Es sei nicht eine Sache der Willkür, sondern der Nothwendigkeit für ihn, die Aussagen der ersteren festzuhalten,

selbst wenn es auf Kosten der letzteren geschehe, mit andern Worten, bei jenen unbedingt zu beharren, und diese im Nothfall daranzugeben.

Wo bleibt nun dem gegenüber der obige Satz, daß die Wurzel des Vernunftglaubens so tief in unserer Natur liege, daß man, um sie auszurotten, den Menschen selbst zerstören müßte? — Hier handelt es sich um Einen dieses Geschlechtes, der selbst die Wurzel auszieht und dabei ein Mensch bleibt, wie er einer gewesen ist.

Zweitens erhellt das Gesagte in Bezug auf das Postulat der Unsterblichkeit. Er hat es nicht festgehalten, wenigstens nicht in der Weise, wie es von ihm aufgestellt worden ist.

Unser Grundwesen, hat er oben gesagt, dauert mit Bewußtsein unsrer Persönlichkeit und in ewigem Fortschritt zu einer vollkommeneren Art von Existenz über den Tod hinaus fort.

In einer seiner letzten, von ihm besonders werth gehaltenen Schriften, der Euthanasie vom Jahre 1804, läugnet er zwar nicht die Fortdauer der Seele, wohl aber die Fortdauer der Erinnerung, und da ihm von seinem Freunde erwidert wird, damit sei das Ich ausgelöscht, und es beginne in diesem Fall ein neues Individuum, sucht er seinen Satz durch die Bemerkung fest zu halten, daß mit dem Verlust der Erinnerung wenig oder Nichts zu beklagen sei; der Mensch habe aufgehört, aber der in einen neuen, seiner Natur angemessenen Zustand versetzte Geist verliere dabei Nichts, was von einiger Bedeutung sein könne. Die Einnerung an das Erdenleben werde seine Ruhe eher stören, als sein Glück erhöhen. Er verkennt völlig, daß der Geist vor Allem Selbstbewußtsein ist und die Identität des geistigen Wesens vor oder nach dem Grabe für uns sofort aufgehoben ist, sobald das Bewußtsein von dem vorherigen Dasein in dem nachherigen aufhört. Dies ist ihm indeß noch nicht genug. Er sucht sich zu einem Preis sadducäischen Glaubens aufzuschwingen. Wir würden, läßt er Wilibald sagen, in unserem gegenwärtigen Menschenleben an Humanität und ächtem Lebensgenuß sehr viel gewinnen, wenn der sadducäische Glaube, daß der Tod allen unsern jetzigen Verhältnissen und Verbindungen ein Ende mache, allgemein werden könnte: „Wenn die Menschen von jeher nicht anders gewußt und geglaubt hätten, als daß der Tod die letzte Linie und das eigentliche Ende ihres Menschenlebens sei, so würde dieser Glaube alle Bande der Liebe und Freundschaft ... stärker zusammengezogen haben". Und an einer andern Stelle: „Wie viel sparsamer würde uns nicht der Glaube, dem ich das Wort rede, mit dem Kostbarsten aller Güter machen .. ich meine die Zeit, mit welcher wir jetzt

so verschwenderisch umgehen ... Welchen Werth würde ein Tag in unsern Augen haben, sobald wir ihn als einen ansehnlichen Theil unsrer so eng beschränkten und überdies noch ungewissen Existenz betrachteten"?

So schwankt der geistreiche Mann im Urtheil über einen Gegenstand, den er mit Recht zu den allerwichtigsten zählt, vor unsern Augen hin nnd her.

Im Ganzen ist sein Alter ungleich gehaltener, als seine Jugend und seine beginnende Manneszeit; aber eine philosophische und religiöse Festigkeit bietet es nicht dar. Es verwirft die Jugendschriften, weil sie seinen späteren Anschauungen nicht entsprechen; aber diese Ueberzeugungen sind zum Theil mit sich selbst nicht im Einklang.

Standfestigkeit im Denken ist nicht seine Sache.

Einen um so tieferen Eindruck macht der Blick auf eine Beständigkeit und Zuverlässigkeit anderer Art, von der sein ganzes Leben Zeuge ist: seinen nie zur Schau getragenen, und von den schönsten gesellschaftlichen Tugenden begleiteten Drang zur wissenschaftlichen und künstlerischen Arbeit. Ihm verdankt das deutsche Volk die erste Uebersetzung des Dichters, der einen unermeßlichen Einfluß auf unsere Litteratur, oder besser auf uns Deutsche geübt hat und noch übt: Shakespeare's (8 Bde. 1762—1766); die der Briefe (1782) und der Satiren (1786) des Horaz in je 2 Bdn.; die des Lucianus (6 Bde. 1788—1791); die der Briefe Cicero's (7 Bde. 1808—1821, die beiden letzten mit Vervollständigungen eines Andern), eine Arbeit, mit der er sich aus der schrecklichen trostlosen Gegenwart (1806) heraus und in das classische Land hinein zu retten gesucht hat; Uebersetzungen von Werken Xenophon's, Sokrates, Aeschylus, Euripides, Aristophanes und Anderen, welche er in seinem Attischen Museum (1796—1801) und dem Neuen attischen Museum (1801—1810) veröffentlicht und in den großen Strom moderner Bildung eingeführt hat; und von 1773 an lange Jahre hindurch die Monatsschrift der Teutsche Merkur, welche, von größtem Einfluß zur Zeit ihres Erscheinens, noch heute von Keinem entbehrt werden kann, dem es um Einsicht in die Geschichte der gesamten neueren deutschen Litteratur und Wissenschaft zu thun ist.

Längst hat man es gewußt, aber durch das Keil'sche Werk ist es vermöge neuer ansprechender Zeugnisse bekräftigt und von uns als treffliche Gabe erkannt worden, daß in Wieland ein sich immer gleich bleibendes, mit lebhaftem Sinn für Recht und Gerechtigkeit verbundenes Wohlwollen lebte. Daß die von uns betrachteten litterarischen Werke dasselbe gleichfalls bezeugen, nimmt der Bemerkung Nichts von ihrem Werth, sondern bestätigt und erhöht

sie. Es ist ein Geist freundlicher und aufmerksamer Menschenliebe durchweg in ihm thätig; und wenn er sich nicht selten in seinen Schriften solcher Personen annimmt, die Anerkennung nicht zu verdienen scheinen, so erkennen wir den Grund: nach seiner Herzlichkeit kann er nicht anders. Wo irgend die menschliche Natur als solche sich äußert, hat sie nach seiner Ueberzeugung das Recht auf Beachtung, und wo es sein muß, auf Vertheidigung.

Innerhalb des Familienkreises wird dieses ihm angeborne Wohlwollen zur innigsten Liebe. Alle Briefe, die das Verhältniß des Schreibers zum Empfänger berühren, sind voll von Beweisen hiefür. Er erkennt die einem jeden Glied des Hauses gegebene Befähigung auf's Freudigste an, will sie fördern und von Andern gefördert wissen.

Viel könnte von diesem herrschenden Charakerzuge Wielands, sowie von den Grenzen desselben, in Bezug auf sein Verhältniß zu den litterarisch bedeutenden Männern seiner Zeit aus jenem Buche beigebracht werden; doch es sei an Einem genug. Sein Wohlwollen würde Goethe gegenüber dauernd zur bewundernden Freundschaft geworden sein, wenn sein Gerechtigkeitsgefühl nicht an dessen ästhetischer Kritik Anstoß genommen hätte. „Er ist", sagt er, „ein sonder- und wunderbarer Sterblicher, aber bei alle dem so sehr aus Einem Stück, so sehr bona fide Alles, was er ist, mit allem seinem egoismus so wenig übelthätig, oder vielmehr im Grunde so gutartig, und mit allen Anomalien seiner produktiven Kraft ein Mann von so mächtigem Geist und unerschöpflichen Talenten, daß es mir unmöglich ist, ihn nicht lieb zu haben, wie oft ich auch im Falle bin zu wünschen, daß dies oder jenes anders an ihm wäre".

Aber Eines darf hierbei nicht verschwiegen bleiben. Eben durch jene Ungenüge seiner philosophischen Sätze ist es, wenn nicht begründet, doch mit veranlaßt, daß bei ihm von dem, was das von ihm so hoch gestellte Christenthum enthält, so wenig die Rede ist. Gerade in den Briefen an die Seinigen hätte sich eine willkommene Stätte dazu dargeboten. Und doch herrscht darin ein seltsames Schweigen davon. Ja wenn, was nicht selten geschieht, Gedanken von christlichem Inhalte berührt werden, so erscheinen sie vielfach unter dem Gebrauch von Ausdrücken, welche etwas Heidnisches an sich tragen. „Es soll mir angenehm sein", sagt er, „wenn die Erfüllung aller der guten Wünsche, die der erste Jenner dem Vater Zeus darbringt, meinen schwachen Glauben Lügen straft". Das Gefühl des für ihn außerordentlich schweren Umstandes, seine geliebten Kinder Reinhold durch den Raum von 70 Meilen von seinem Weimar entfernt zu wissen, läßt ihn die Worte schreiben: „die unsichtbaren

Mächte, die unser Schicksal lenken, tragen für Nichts mehr Sorge, als daß es uns in diesem Leben nicht zu wohl werde" — ein zweifellos unehrerbietiger, auch nicht durch die Peinlichkeit jenes Schmerzes zu entschuldigender Ausdruck. Es scheint indeß, als habe er selbst die Ungehörigkeit seiner Redeweise gefühlt und sei dadurch veranlaßt worden, sich noch einmal über die Sache auszulassen, indem er sagt: „Vermuthlich ists so gut für uns, und es lassen sich zur Begründung dieser Vermuthung mancherlei erbauliche Betrachtungen anstellen".

Indeß finden wir ihn auch auf den Bahnen des unumwunden christlichen Ausdrucks. „Und nun", so schließt der letzte Brief Wielands in der Keil'schen Sammlung vom 12ten Sept 1809, „lebe wohl, meine geliebte Caroline Reinhold [seine Enkelin], und der Ewige Vater aller Wesen lasse den Segen, den ich hiermit auf dich lege, tausendfältig auf dir ruhen!" Daß er in diesem Schreiben ein sehr schönes Citat aus Augustins Werken: „die Seele ist nicht nur da, wo sie lebt, sondern auch da, wo sie liebt", beibringt, läßt in ihm aufs Wohlthuendste einen Sinn christlicher Innigkeit erkennen.

Einen allgemeineren Gesichtspunkt erfordert die Beurtheilung eines zweiten empfindlichen Mangels nicht sowohl in den Briefen, als im Briefschreiber selbst: das Fehlen jeglicher aus der Tiefe des Gefühls kommenden Aeußerung über die Lage und die Aussichten des deutschen Volkes; wir finden darin kein Nachsinnen über die Möglichkeit seiner Errettung aus der Noth, keinen Gedanken an seine Zukunft und seine Aufgaben; nur von einer „Flucht ins klassische Land" haben wir gehört. Wie erklärt sich das?

Kehren wir zu unsrer Betrachtung von Wielands Anfängen zurück, so werden wir gestehen müssen: es konnte nicht anders kommen. Der unbefestigte Jüngling trat in die innigste Verbindung mit einem nur dem Namen nach deutschen, dem Wesen nach durch und durch ausländischen Hause, in welchem nur die französische Umgangssprache geduldet, das Urtheil über litterarische Hervorbringungen nur nach den Grundsätzen französischer Dichter und Schriftsteller bestimmt, und das Talent des jungen Mannes, der sich in den Dienst der deutschen Litteratur gestellt hatte, auf die Vorbilder von jenseit des Rheines gelenkt wurde. Der junge Zierbaum neigte sich willig nach dem lockenden Westen und hat diese Richtung für die Zeit seines Wachsens und Erblühens behalten. Nicht als könnte es dem deutschen Manne an sich Gefahr bringen, in die Nothwendigkeit eines ständigen Gebrauchs der französischen Sprache versetzt zu werden; genug Deutsche haben

sie mit Lust erlernt und gebraucht, ohne Schaden davon zu tragen; aber die Macht des dauernden Umgangs mit Geistern von französischem Schmelz und Anspruch ist dem Schwächern zu stark, um ihr nachhaltigen Widerstand leisten und die Liebe zum deutschen Verkehr und zum deutschen Vaterland in sich erhalten und fördern zu können. Zwar hat Wieland später mit Macht gegen die Grundsätze der französischen Revolution geschrieben; aber ein deutscher Patriot wollte er nicht sein; im Jahr 1795 hat er ausdrücklich sich dagegen verwahrt, und die, welche sich als Deutsche brüsten wollten, gefragt, welche Gründe sie dafür aufbringen könnten. Erst in sehr später Zeit finde ich in seinen Briefen ein wirkliches Aufwallen deutschen Geistes. „Die ganze Geschichte der Menschheit", schreibt er unter dem 9ten Mai 1809 an eine deutsche Fürstin, „liefert kein Seitenstück zu der Epoke, in welche die zweite Hälfte unseres Lebens fallen mußte. Was haben wir bereits gesehen und erfahren! und was steht uns noch bevor? Wie wäre es möglich, daß ein Deutscher dem blutströmenden Kampfe um Leben und Tod, um Existenz und Vernichtung, dessen stumme und unthätige Augenzeugen zu sein unsre Schwachheit ist, kalt und untheilnehmend zusehen könnte? .. Wahrlich, es gehört mehr Geistesstärke dazu, als manche Leute glauben, solche Gedanken, wie sie sich uns täglich aufdrängen, ruhig auszuhalten: was wir waren — was wir sind! was wir werden sollen! die angestammte Verfassung, in welcher und durch welche die ungleich größere Mehrzahl (wiewohl von Vielen unerkannter und unklarer Weise) so glücklich war, zertrümmert! die Deutschen nicht länger ein Volk, nur noch Sprachgenossen! und ach! wie lange wird uns auch nur dieses Band zusammenhalten?" Unter dem 8ten Juni 1812 berichtet er über zwei deutsche Prinzen, deren Adel und Bescheidenheit, Selbstgefühl und Anspruchslosigkeit er mit Freude kennen gelernt, an dieselbe Fürstin: „Bloß auf eine hinlängliche Anzahl solcher ächt deutscher Jünglinge beruht die Hoffnung besserer Zeiten für unser armes Vaterland". Ein Vierteljahr vor seinem Tode, am 21. Sept. 1812, schreibt er: „Mich interessirt in meinem achtzigsten Jahre Nichts so, wie die alte deutsche Verfassung, unter welcher uns die alten deutschen Häuser, mit und neben welchen ich den längsten und besten Theil meines Lebens zugebracht habe [erhalten worden]; Alles, was die neue Zeit daran geändert, zerstückelt, zersetzt und zertrümmert hat, empört mich oder ekelt mich an. Dabei bleibts".

So schreibt der freilich hochbetagte Wieland und läßt uns ahnen, was er uns hätte werden können, wenn er die Warthausener Versuchung von sich abgewendet hätte; und auch das so späte Wort hat eine versöhnende Kraft

in sich. Dennoch steht es fest, daß er bis dahin weder ein Mann der Kirche, noch ein dem Vaterland mit wahrer Liebe ergebener Bürger des Reichs gewesen ist. Wie viel Schuld daran dem damaligen Zustand des deutschen Reiches zuzurechnen ist, bedarf der Nachweisung nicht; aber soviel ist sicher, daß Wielands Wirksamkeit eine ungleich nachhaltigere und glücklichere geworden wäre, wenn er in jungen Jahren ernstlich und männlich gerungen hätte, an seiner Stelle die empfundenen Uebelstände mit Entschiedenheit klar zu legen und eine bessere Zeit vorzubereiten. Ernstes Streben und Arbeiten für das Vaterland hat etwas der Religion Verwandtes und verbürgt, wenn es sich mit dieser zusammenfindet, die reichsten Erfolge.

Marburg. Universitäts-Buchdruckerei (R. Friedrich).

